

Sein Herzenskind.

Roman von Jaffy Torruud.

(7. Fortsetzung.)

Sie war zu oft und zu rüchlich auf das, was kommen sollte, vorbereitet worden, um darüber zu erfahren oder sich dagegen zu wehren. Nur ihr Herz klopfte stürmisch bis zum Hals hinauf, sie meinte, es müsse das dumpfe schwere Schlagen hören. Sie konnte nicht anders denken, als nur das eine: Wo doch — also doch! In einiger, einseitiger Wiederholung — fast wie ein zweites Gemurmel, das ihre Schläfen pochte, bis es schmerzte. Ein paarmal wollte sie ihn unterbrechen, aber er liess es nicht.

„Nein, lass mich ausreden, Kind, ich habe schon allzu lange geschwiegen müssen!“

Sie hatten anfangs neben dem Grab gestanden, dann gingen sie ein paar Schritte auf und ab in dem schmalen, von Laub und Cypressen eingefassten Gange, über dem die Sonne brühte und dem Nadelholz seinen herben, kräftigen Duft entlockte. Er sprach warm und überzeugend, und hielt ihre Hand fest. Einmal und ein zweites, bis er zu sagen hatte, was er zu sagen hatte, und beschleunigte wie ein Witternd, der den süßlichen Geruch der verbliebenen Erde kennt und die Größe des Opfers zu würdigen weiß.

Und Käthe fühlte bei seinen Worten wieder jene noch Empörung wie jehermal, wenn die Mutter in ihrer drohenden Art davon rührte. Nur stille Trauer — beinahe Willeid mit ihm, der ihr so viel hat, so viel von ihr hoffte — und den sie so bitter enttäuscht sah.

„Mutter? — Ja, bei Gott, es hatte sich nichts geändert, während er sprach — sie fühlte noch ebenso wie sonst — sie konnte um alles in der Welt seine Frau nicht werden!“

Als er schwieg und sie erwartungsvoll ansah, umgedreht und Sehnsucht, Sorge und Angst und Liebe im Blick — und nach etwas anderem, etwas, das Käthe nicht verstand und sich nicht erklären konnte, was ihr stürmischer Klopfen machte und ihr das Blut fiebernd in die Wangen trieb — sagte sie traurig:

„Ich wollte, du hättest dies alles nie zu mir gesagt, Onkel Willy. Denn ich — ich kann deine Frau nicht werden! Sei nicht böse — aber es geht nicht. Etwas in mir lehnt sich dagegen auf, und ich kann nicht dagegen an.“

„Hast du mich denn nicht lieb, Käthe?“

„Ja, ich hab' dich lieb, Onkel Willy, und ich werde nie vergessen, was du Gutes für mich getan hast, aber — aber — ich kann wirklich nicht —“

„Sie blühte auf Tante Agnes' Grab, ihre Augen stunden voll Tränen.“

„So liebst du einen anderen, Käthe?“

„Sie schüttelte den Kopf.“

„Wirklich nicht, Käthechen?“

„Nein, gewiß nicht, Onkel Willy.“

Er that ihr so leid und der kindliche Wunsch vor sich zu sehen, „Wah, ich will —“

„Was wolltest du, Käthechen?“

„Ich wollte, ich wäre schon alt und könnte immer bei dir bleiben!“

„Das solltest du ja auch, mein Herzenskind.“

„Nein, nicht so, nicht so, Onkel Willy!“

„Und auf einmal begann sie zu weinen.“

„Doch du Tante Agnes sie schnell vergessen konntest, das — das —“

„Er blieb vor ihr stehen und sagte hart ihre Hand.“

„Mädchen, was weißt denn du, was ich dies Jahr hindurch gelitten! Wie endlos lang es für mich war, wie einsam, wie trostlos! Was für traurige Tage und kummerdunkel durchwachte Nächte! Wie ich beide mir auf Schritt und Tritt gefühlt hat, da ich zugleich mit meinem Weibe auch dich, mein Pflichten, verlor. Mein Herzchen Sonnenstein! Ein ganzes lauges Jahr geht ich jetzt im Dunkeln — und sehe mich nach Licht und Wärme und Sonnenchein! — Agnes vergessen? Wie — oder keine andere, keine Fremde kann ich an ihrem Platz setzen als dich, unser Pflichten, das wir beide geliebt und ertragen haben. Wärest du immer bei mir geblieben, so hät' ich mir im Leben nichts Besseres gewünscht. Aber weil die Welt dich nicht liebt, so will ich dir vor Gott und aller Welt die Stellung zuneigen, die mir das Recht gibt, dich wieder in mein Haus zu führen. Vielleicht lernst du doch mit der Zeit mich so zu lieben, wie ich es wünschte und wie ich dich liebe. Sieh, Käthechen, ich bitte dich von ganzem Herzen darum — ich, dein Onkel Willy, der dich noch nie um etwas gebeten hat. Ich will dich ja nicht quälen, nicht drängen, mein Kind. Ich will nicht förglich eine Antwort. Aber lies' es dir, Käthechen.“

„Ich kann nicht, Onkel Willy, ach, bitte, quäl' mich nicht! Ich hab' mir alles überlegt —“

„Und ihr fiel ein, wie lange, ja wie lange schon sie ihm dies alles sagte, wie schwer sie die Wochen darunter gelitten. Am sonntäglichen Abend ein Brief des Bergwerksrats von Frau Feinhaus. Er konnte heute nicht kommen, weil er eine Be-

Mutter gemacht. Und alles kam jetzt auf sein Haupt, er allein war schuld daran. Und sie hatte ihn beinahe darum. Der Egoismus, das alte große tropische Selbstbewusstsein, das die nachsichtige Liebe der Oberbeds all die Jahre her in dem vergitterten Rinde großgezogen, redete sich empor und erdrückte plötzlich jede Regung des Mitleids, der Dankbarkeit. An Tante Agnes' Grab stehend, wiederholte Käthe ihre bösen Worte, die sie hundertmal zuvor gedacht: „Ich kann einmal nicht und werde es nie können! Doch du es auch nicht einsehen! — Jugend gehört doch nun einmal zu Jugend.“

Da sah er sie an mit einem langen tiefen Blick und wandte sich schweigend ab.

Käthe nahm ihre Handschuhe und ihren Sonnenschirm auf und wollte in vollem Trost heimgehen. Alles in ihr war lobt und still — wie zu Eis erstarrt. Und wenn es ihr das Leben gefolgt hätte, sie hätte in diesem Augenblick kein Wort über ihre Lippen gebracht.

Die Sonne war schon untergegangen, Nebel stiegen aus den Wäldern auf und die Dämmerung wich rasch herein. So spät war Käthe noch nie allein auf dem Kirchhof gewesen — ihr Herz klopfte und sie ging, so rasch sie konnte. Gott, wie lang diese Wege waren und wie dunkel die Cypressen. Eine Maus lief ihr über den Weg, sie trat aufzusammeln und schrie laut auf. „Das viele Vornen und all' die Aufregung der letzten Zeit hatten sie gar zu nervös gemacht. Sie hätte sich überlegen können, so zornig war sie auf sich selbst. Da hörte sie schnelle Schritte hinter sich und verstopfte ihre Ohren. Aber Onkel Willys Stimme rief sie an — wie fremd die auf einmal klang, so kalt und herrlich. Unwillkürlich blieb sie stehen.“

„Ich werde dich nach Hause bringen, du kannst so spät nicht allein gehen. Die Ehefrau ist zu einjam.“

„Ich sagte dir, ich bin nicht allein.“

„Und gibst du mir die Hand?“

„Ich sagte dir, ich bin nicht allein.“

„Und gibst du mir die Hand?“

„Ich sagte dir, ich bin nicht allein.“

„Und gibst du mir die Hand?“

„Endlos lang war dieser Weg und drüben das Schweigen. Als sie vor der Haustür stand und der Bergwerksrat sich den Hut zog und sich von einer Fremden verabschieden wollte, blickte Käthe zu ihm auf und erschrak vor seinem blassen, finsternen Gesicht. Und auch er sah sie an. Ihre blauen Augen schimmerten feucht, deutlich sah er's beim Laternenchein, und ein intensiver Schmerz durchzuckte ihn. Wie hatte er diese süßen blauen Augen geliebt, die jetzt so furchsam zu ihm emporsahen! Seine Augen sind jetzt nicht — aber die ihren tannte er ja, die waren tief und treu, ihre ganze sinnlich trostige, heiße junge Seele lag darin — träumende Leidenschaft, die noch schlummert, weil das Weib in ihr noch nicht zum vollen Bewusstsein erwacht war.“

„Und du er schon gehen wolltest, machte Käthe eine kampfliche Anstrengung, um der eifrigen Startheit Herr zu werden, und fragte zaghaft:

„Nun magst du mich wohl gar nicht mehr, Onkel Willy?“

„Wäre ich nicht so bitterweh um's Herz gewesen, er hätte über die naive Frage gelächelt. Er hielt ihre Hand fest, die schmale Hand im hellen Handschuh, die leicht und schon in der feinen lag.“

„Und würde dir im Geringssten etwas daran liegen, Käthechen?“

„Sie wandte den Kopf und gab keine Antwort. Trotzig zuckte es um ihren roten Kindermund. Wie verhaltenes Weinen und heimliches Seufzen. Sie fühlte, daß er ihr sehr, sehr theuer war, beinahe ganz unentbehrlich zu ihrem Leben. Aber heiraten — nie!“

„Da faßte er und ließ ihre Hand fallen.“

„Gute Nacht, Käthechen.“

„Sie nickte einen stummen Gruß und ging in's Haus.“

Die ganze Nacht lag Käthe noch und konnte nicht schlafen. Sie hatte der Mama kein Wort gesagt, aber übermorgen war ja Sonntag, da würde er natürlich kommen und sie drängen, und dann ging das alte Spiel wieder los. Sie hatte die Hände und bis tief die Lippen wund. O nur erst fertig werden, ihr Erzomen machen und frei sein! Unabhängig von der Mutter und von ihm! Und dann weinte sie, den Kopf in's Kissen gedrückt, als solle ihr das Herz brechen. O was für ein Zittermaß! Doch doch dies Leben! Nichts als Angst und Noth und Qual, woher man sah.

„Und über dem bitteren Weinen schlief sie ein.“

Am Sonntag Vormittag brach der Bureauvater ein Brief des Bergwerksrats von Frau Feinhaus. Er konnte heute nicht kommen, weil er eine Be-

abrechnung mit einem durchreisenden Bekannten hätte. Für Käthe brachte der Bote einen Band Schallplatten mit, den Onkel Willy ihr zu leihen versprochen, weil sie ihn in der englischen Literaturstunde brauchte. Als sie das Buch öffnete, fiel ein Briefchen heraus.

„Wir wollen einen Streich darunter machen und alles vergessen sein lassen, nicht wahr, Käthechen? Wir zwei bleiben die alten Freunde.“

„Dein Onkel Willy.“

Käthe legte ihr helles Gesicht auf das kalte weiße Blatt. Nun hat es mich nicht mehr lieb und alles ist aus, dachte sie traurig.

Als der Bergvater einige Tage später kam, bemerkte er wie beiläufig:

„Ich habe mir eine Hausdame engagiert, so geht es nicht mehr weiter. Minna hat ja auf ihre Art, was sie kann, aber es ist doch ein erbärmliches Leben.“

Frau Feinhaus sah ihn ganz erstarrt an, dann floh ihr Blick zu Käthe hinüber, die wie mit Blut überglänzt da saß. Im Moment begriff sie alles. Er hatte mit Käthe gesprochen, und das obere Ding hatte es wahrscheinlich fertig gebracht, ihm einen Streich zu geben! Und jetzt eine fremde Hausdame — eine junge und hübsche wahrscheinlich, und was dann kommen würde, konnte man sich an den fünf Fingern abzählen. Ein tiefer Sturz fiel in ihr auf, warum nicht sie, die bewährte Freundin der Oberbeds.

„Das ist ja schändlich gekommen —“

sagte sie verstört.

Oberbeds wußte sich seelenruhig eine Biene.

„Nun ja, wie's manchmal so kommt im Leben. Eine entfernte Cousine meiner lieben Frau schrieb mir, sie hätte ihre bisherige Stellung aufgegeben — ob ich sie haben wollte? Ich kenne die Dame seit zwanzig Jahren, sie ist bescheiden, vorzüglichen Charakters und hoch vorzüglich. Also hat ich sie, zu kommen.“

Die Wahrheit zu sagen, hatte die Dame schon vor einem Vierteljahr an Onkel Willy Oberbed geschrieben. Aber damals dachte er an keine Hausdame, er hatte andere Wünsche und Hoffnungen. Erst in den letzten Tagen war er nach reiflicher Überlegung zu diesem Entschluß gekommen. Wollte Käthe nicht als Herrin und Hausfrau in sein Haus einziehen — nun gut, er würde es ertragen, wie ein Mann das Unabänderliche trägt. Wenn dem Kinde sollte wenigstens in anderer Weise die alte Heimath wieder aufgehen werden. Und dazu war dies der beste, der einzige Weg. So schrieb er an die Dame, die in irgend einem Stiff ihre schmalen Erparnisse verzehrte und unversäglich zugabte. Wollte Oktober sollte sie kommen.

Ohne daß ein Wort darüber geredet wurde, bezog Käthe Onkel Willys Wohnung. Und war ihm dankbar dafür. Doppelt dankbar für sein Schweigen und seine Rücksicht. Freilich übernahm sie an diesem Abend das Amt, ihn hinunter zu begleiten, und stand schon mit Handschuhen und Lampen im Entree, während Paul noch im Eßzimmer särmte die Schlüssel durcheinander warf, um den richtigen zu suchen.

„Ich danke dir, daß du an den Schallplatten gedacht hast, Onkel Willy.“

„Ja, sagte sie, als sie leichten Schrittes neben ihm herging. Es drängte sie so sehr, ihm ein freundliches Wort zu sagen, und etwas Besseres fiel ihr nicht ein.“

Die leise, weiche Stimme that ihm wohl wie eine körperliche Lieblingung.

„Ich hoffe, du wirst dann wieder manchmal zu mir kommen, Käthechen.“

„Sie verstand ihn augenblicklich.“

„Wenn du erlaubst.“

„Käthe! Vergiß nie, daß mein Haus einst ihre Heimath war und es immer bleiben wird. Ich werde sie dir nie wieder als solche anbieten — aber wenn du je von selber zu mir kommst — zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es auch sei — würde ich dich mit offenen Armen empfangen.“

„Du bist so gut zu mir, Onkel Willy, viel besser als ich's verdiene.“

„Und es thut mir so leid, daß ich dich gekränkt habe, hätte sie am liebsten hinzugesagt. Da hatte er ihr schon den Schlüssel aus der Hand genommen, und das Geräusch des Aufschlusses überdrückte ihre gestillten Worte. Sie stand still daneben, und ihre Hand, die die Lampe hielt, zitterte.“

Er blickte schweigend auf sie nieder. In seinen Augen war so viel Güte und Trauer — Käthe wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen und hätte wie in alten Zeiten ihren blonden Kopf an seine Schulter gedrückt. Das war nun vorbei. Sie ließ sie leise.

„Gute Nacht, Onkel Willy.“

(Fortsetzung folgt.)

— Unter Kollegen. Was meinen Sie denn, Herr Kassirer? Widmen wir dem Herrn Professor zu seinem Ehrentag eine Revue oder sonst ein passendes Geschenk? Bringen wir ihm ein Drogenbüchlein oder einen Kampionier? — Unter uns, Herr Sekretär: Es hat kein Haus mehr entzünden lassen — ich glaube, über einen Handelsgüter Agent er sich doch am meisten! —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

— Pro nunc. Mangelhafte Einrichtung, auf den Bahnhöfen. Sobald man aus dem Zug heraus ist, sieht niemand mehr, daß man gefahren ist. —

Der Steinbock

Soll jetzt wieder in den Alpenländern angesiedelt werden.

Am 15. Jahrhundert scheint der Steinbock in der Schweiz noch ziemlich verbreitet gewesen zu sein. Jedoch schon Ende des 16. Jahrhunderts muß sich ein starker Niedergang bemerkbar gemacht haben. Conrad Wehner nennt nämlich als Standort nur noch die höchsten Reviere des Alpengebietes. Früher war der Steinbock entschieden mehr in etwas tieferen Lagen heimisch gewesen, obgleich ja seine ganze Bekanntheit ihm zum ausgesprochenen Gebirgsstier klempelt. Von den angrenzenden Teilen wurde das Tier stetig nach dem Zentrum des Gebietes getrieben. In den Kantonen Appenzell und St. Gallen kennen wir aus den Chroniken keine letzten Standorte des Tieres. Im Kanton Glarus wurde der letzte 1550 am Glarnersee erlegt. Sein Gehörn soll im Rathaus zu Glarus aufgestellt gewesen sein. Zur nämlichen Zeit wurde sein Schädel im Kanton Schwyz besterhalten. Nach den Altorfer Archiven wurde 1583 auf Brienis ein Steinbock erlegt. Es dürfte dies der letzte im Aemter- und Gotthardgebirge gewesen sein. Nicht viel besser erging es dem Steinbock in den Berner Alpen.

In den Alpen der Kantone Freiburg und Waadt ist der Steinbock wohl noch vorhanden. Am längsten konnte er sich in den Kantonen Graubünden und Valais halten, wo wir auch die höchsten und einsamsten Erhebungen des schweizerischen Alpengebietes haben.

In Graubünden muß die starke Abnahme schon im 16. Jahrhundert eingeleitet haben. Er wird dort noch aus den Gebirgen des Ober-Engadins von Cleven, Rheinwald, Rals und dem Perall genannt. Schon 1574 besaß sich Hans Georg von Wurmser, Landvogt zu Castels, und der acht Gebrüder von Retignin, daß es ihm beim besten Willen nicht möglich sei, dem Erzherrzog Ferdinand in sein Deierreich, gemäß früherer Sitte, die Steinböcke in sein Gebirge nach Innsbruck zu liefern. In den Jahren 1612 und 1673 wurden beider harte Strafbeschlüsse gegen Steinwilderei erlassen, aber offenbar ohne dauernden Erfolg. Der Steinbock hatte auch in Graubünden seinen Sterbtag angetreten. Mitte des 17. Jahrhunderts vernehmen alle Berordnungen und auch die Nachrichten über den bündnerischen Steinbock.

In Wallis scheint der letzte Steinbock 1809 erlegt worden zu sein. Der Rückgang des Capra ibex war nicht etwa durch den Verlust an Lebensfähigkeit eingetreten. Nein, schon im Kampf mit den Verbältnissen in der Natur war und ist er noch auf lange hinaus ausgerüstet. Aber infolge der Verfeinerung und Verminderung seines Lebensbereichs durch den Menschen mußte sein Rückgang eintreten. Der zudem noch durch eine rücksichtslose Verfolgung sehr beschleunigt wurde.

In den Höhen, nahe der oberen Valgrenze, hat das Steinwild obere natürliche Geburtsstätten. Diese Reviere sind bei uns selten mehr ganz ruhig. Das Steinwild gehört aber zu den allerempfindlichsten Wildarten, die, wenn sie den Menschen zu „hören“ bekommt, schon auf Distanzen von 1500 bis 2000 Metern sich zur Flucht setzen oder sich zu verteidigen sucht. Häufige Verunruhigungen vertreiben sie von ihrem Standort. Aber trotzdem muß die Anstrotzung bei uns in der Hauptzeit dem fändigen Verfolgen, wahrscheinlich auch durch Frevler, zur Zeit fallen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß bald daran gedacht wurde, das schone Tier in unseren Alpen wieder heimisch zu machen.

Veruche wurden unternommen. Man kam dabei aber auf Abwege, indem man glaubte, die Sache zu fördern, wenn man Wallarde zwischen dem Steinbock und der Hiege dazu verwendete. Diese Tiere bringen nämlich fruchtbarere Blendlinge zur Welt. Doch haben dieselben alle Untugenden beider Tierarten und wenige Tugenden des Steinbocks.

Die Stadt Bern besaß in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in den Stadtraben eine regelrechte Steinbock-Ziegen-Wallardzüchtung. Anfangs waren die Blendlinge Tiere, die durch ihre lebensfähige Natur das Publikum sehr ergötzen. Später kam die unbedingte Natur der unglücklichen Mischung zutage. Des Unlustes war nunmehr kein Ende. Ganz besonders riefelhaft benahm sich ein großer Wallardsteinbock, der sich Angriffe auf die Zuschauer herausnahm. Wälle überflutete und Schildwachen attackierte. Er mußte in die Verge verjagt werden, zuerst auf den Abendberg, dann auf die Sargenald und zuletzt auf die Ormsel. Dort griff er den Hund des Hopsies an und mußte abgetan werden. Doch auch die übrige Kolonie mußte verschwinden, da sie zu viel Regiertheit zeigte.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besaß der Landammann und Naturforscher Rager in Nermatt einen jungen, zahnlosen Steinbock. Im August 1854 besaß er auf einer kleinen Alp bereits eine Herde von 8 Stück (5 Böde und 3 Geihen). Diese Kolonie ging, aus nicht mehr bekannten Ursachen, ein.

Zwei Versuche, die in Nermatt und im Kanton Schwyz (am Klühbrig) gemacht worden, scheiterten ebenfalls.

Ein größerer Versuch wurde in Graubünden unternommen. Am 13. Mai 1879 traf eine dreizehnköpfige Wallardsteinwildkolonie in Chur ein. Es waren 8 Böde (von denen 4 Stück 1/2-Blutböde) und 5 Halbblutgeihen.

Diese Tiere wurden im bündnerischen Schongebiet des Arofer Hofporns ausgeleitet. Im Herbst wurden sie aus der Freiheit heruntersgeführt und den Winter hindurch in einer Hütte gefüttert. Man hatte den Abgang von mehreren Tieren zu verzeichnen.

Im Sommer 1880 kamen die Tiere wieder in ihr Asyl. Da begingen zwei Böde eine arge Dummheit, indem sie einen Schaffhauer Touristen derart mit dem Gehörn bearbeiteten, daß ihm die Kleider in Fetzen vom Leibe gingen. Auf seine Klage hin mußten die beiden übermütigen Tiere eingekerkert und aus dem Gebiet entfernt werden. Auf Umwegen kamen sie nach Amerika.

Wir wollen hier nicht länger die Geschichte dieser Ausfugungen ins einzelne verfolgen. Trotz jahrelang verminderte sich der Bestand dieser Kolonie nach und nach — ob Wallarder mitwirkten, ist nicht erwiesen —, so daß im Herbst 1886 die letzten Stücke verdingen waren.

Trotzdem schritt die Sektion Natura des S. A. C. zu einem zweiten Versuch. Es gelang ihr, zwei echte Steinböcke zu erwerben. Als Ausfugungsgebiet wurde dasjenige von Sola, auf einer Terrasse der linken Talstufe des Bal Spadatsch, gewählt. Am 20. Juli 1886 wurde die Jungtiere in einem Gebirge ausgeleitet. Die Lieberwintung gelang gut. Erst im Jahre 1888 konnte ein Nachschub von drei weiteren Jungtieren (ein Bödelein und zwei Geihen) erfolgen. Im Jahre 1890 konnte wieder ein Pärchen mehrwüchiger Steinböcke erworben werden. Aber über dem Unternehmen waltete ein Unheil. Kurz gefasst: am Ende des nächsten Jahres waren nur noch zwei ältere Geihen da. Die ganze Geschichte dieser Ausfugungen ist ausführlich in dem schönen Buch von Dr. E. Wädler: Die Wiederbesiedelung des Steinwildes in der Schweiz (Zürich, 1919), geschildert. Der genannte Verfasser, Antos am naturhistorischen Museum in St. Gallen, hat damit eine verdienstvolle, mit 30 schönen Aufnahmen geschmückte Arbeit geleistet. Dieselbe ist allen Zoophilisten, die ein mehreres zu erfahren wünschen, bestens empfohlen.

Nachdem die Veruche mit Wallarden und dann mit echten Steinwildern mißglückt waren, war zu befürchten, daß solche Veruche nicht so bald wieder aufgenommen würden. Doch in St. Gallen hatte der Alpentierforscher Dr. A. Gittanner schon längst angeregt, den Alpensteinbock im dortigen Tierpark „Peter und Paul“ zu halten. Im Jahre 1906 gelang es Herrn A. Wader, der seit her das ganze Unternehmen in sehr verdienstvoller Weise gefördert hat, die ersten echten, erst einige Wochen alten Steinböcke für den Park zu beschaffen. Nach und nach konnten noch weitere solche Tierchen, zur Neuanfrischung des Blutes, bezogen werden, so daß der Park bis zum Jahre 1917 30 Stück Böde, 12 männlichen und 18 weiblichen Geschlechtes, erhalten hat.

Der Wildpark „Peter und Paul“ bei St. Gallen wurde damit die Mutterkolonie des echten Alpensteinwildes, die zur Wiederbesiedelung unserer Alpen mit diesem stolzen Wild die größten Dienste geleistet hat und noch leisten wird. Da im Park aus 44 Geburten stattfanden, konnte bald an eine Abgabe von Tieren gedacht werden.

Von vornherein schenkte der verstorbene eidgenössische Oberforstinspektor Dr. S. Coaz der Angelegenheit alle Aufmerksamkeit.

Die Zeit der gelungenen Ausfugungen war gekommen. Wir wollen uns hierüber nur kurz fassen. Das erwähnte Buch gibt darüber eine Menge der interessantesten Einzelheiten.

Nach sorgfältiger Prüfung aller Verhältnisse wurde das Jagdbanngebiet der Grauen Hörner im Kanton St. Gallen für diese erste Ausfugung bestimmt. Am 8. Mai 1911 wurden 5 Tiere von St. Gallen nach dem sog. Rappenloch transportiert. Es waren dies ein dreijähriger Wöde, ein einjähriges Bödelein, zwei zweijährige Geihen und ein einjähriges Geihen. Alles ging nach Wunsch.

Am 29. Juli 1912 wurden zwei einjährige Geihen nachgeliefert. Dagegen mußte eine der im Vorjahre ausgeleiteten Geihen zurückgenommen werden, weil sie nicht richtig „verwildern“ wollte, und sich deshalb von Touristen heranziehen ließ. Am 5. Juni 1917 wurde der Freiherde er-

neut eine Blutauffrischung aus dem Wildpark zugeführt, indem zwei einjährige Bödelein in das Gebiet der Grauen Hörner verbracht wurden.

Zwischen war aber auch eine natürliche Vermehrung eingetreten. Die Tiere schlugen sich auch im harten Winter ohne jede Fütterung durch. Die Steinwildkolonie in den Grauen Hörnern dürfte Ende 1918 auf 35 Köpfe geschätzt werden.

Nachdem dieser erste Versuch gelungen war, ging man daran, den Alpensteinbock auch in Graubünden wieder heimisch zu machen. Das Gebiet des Big d'Ala ob Bergün wurde als Revier für dieses Unternehmen bestimmt.

Am 21. Juni 1914 wurden zwei einjährige Pärchen des edlen Wildes, natürlich aus dem Wildpark in St. Gallen stammend, in das fragliche Gebiet gebracht. Am 3. Juli 1915 wurden drei weitere Stücke nachgeschickt, nämlich ein Bödelein und zwei Geihen, alles einjährige Tiere.

Am 20. Juni 1918 erfolgte ein erneuter Nachschub von zwei Bödelein und einem Geihen. Auch diese Ausfugung ist vortrefflich gelungen. Die Tiere sind ganz nach Wunsch verwildert und sind in dem für sie günstigen Gebiet schon zu beobachten.

Der Bestand des in Revier des Big d'Ala vorhandenen Steinwildes konnte am Ende 1918 auf mindestens 18 Stück geschätzt werden.

Zwischen hat sich der Bestand an Steinwild im Wildpark in St. Gallen weiter erfreulich vermehrt, so daß er nicht auf die Besiedelung weiterer Alpengebiete gedacht werden darf. Auf das Frühjahr 1920 ist ein solches des schweizerischen Nationalparks im Unterengadin dafür vorgesehen.

A. S.

Der Oberleutnant zum Schreinerlehrling.

Ein Zeichen der Not, in der sich die früheren Offiziere befinden.

Berlin, 18. Sept. Seit zu derselben Zeit, da der „Bund der Erwerbslosen“ Forderungen stellt und Einschließungen setzt, die alles andere als Arbeitsfreudigkeit vertragen lassen, lesen wir in dem „Kamerader Tageblatt“ Nr. 203 einen Brief des hiesigen Arbeitssamts Vamborg an den Schreinermeister Koch, der Zeugnis ablegt von der inneren Kraft und der Lebensfähigkeit des so oft geschmähten Offizierskorps.

Städt. Arbeitsamt Vamborg.

Herrn Schreinermeister Koch, Vamborg, Siebenstrasse 30.

Die Handwerkerkammer von Oberfranken hat uns das Geduld eines 30jährigen aktiven Oberleutnants um Vermittlung einer Lehrstelle als Lehrling zugeleitet.

Der Geschäftler gehörte, zehn Jahre der bayr. Armee an, fand 35 Monate als Kompanieführer im Felde und wurde zweimal verwundet. Er hat von März bis Juli d. J. bei einem Bauern (150 Tagewerk) unterschiedslos alles mitgearbeitet und war in kurzer Zeit so weit, daß er als vollwertige Kraft angesehen werden konnte.

Der Geschäftler hat sich nunmehr entschlossen, seine militärische Laufbahn aufzugeben und das Schreinerhandwerk zu erlernen. Es ist ihm in erster Linie an einer soliden Ausbildung gelegen. Auf seine Entlohnung legt er kein Gewicht, dagegen wünscht er, daß er kein Geheld zu bezahlen braucht. Bei freier Station würde er auf Wunsch auch bereit sein, in der Freizeit Nachhilfe oder Überwachung der Studien eines oder mehrerer Schüler seines Meisters zum Eintritt in die 3. oder 4. Klasse zu übernehmen. Er ist auch „erne bereit, aus der Handarbeit regelmäßig im Garten und in der Erledigung geschäftlicher Korrespondenzen mitzuhelfen. Euer Hochwohlgeborenen sind uns als besonders folger Meier bekannt, wir erlauben deshalb ein gefäll. Mitteilungs, ob Sie bereit und in der Lage sind, den Geschäftler in die Lehre zu nehmen.

Weder.

Man mag wohl annehmen, daß funktionsfähige Regungen zu der Wohl des Berufes geführt haben, bemerkenswert aber bleibt doch, mit welcher Kraft der Offizier die Befehle Leben zu meistern sucht.

Geruch neuer Schränke.

Dem Ueberhande, daß Speisen in einem neuen Wuffel leicht einen unangenehmen Geruch annehmen, ist schwer, förglich völlig abzuwehren; es liegt dies meist an Verunreinigungen, die in frischem Holz bei Abblühen von Luft und Licht leicht auftreten. Gründliche Säuberung unter Nachreiben der nicht geheizten oder polierten in zarten Holzflächen mit etwas feinem Spiritus, völliges Trocknen und gute, häufige Durchlüftung werden Abhilfe schaffen. Außerdem vermeide man warme Speisen, die noch Wasser abdunsten, hineinzuführen.

2. Das Einstellen von Gefäßen mit Wasser, das einige Tropfen Schwefelsäure enthält.

3. Das Verbrennen von Spiritus innerhalb des Schrankes.

— Der richtige Beruf. Ihre Tochter hilft Ihnen wohl schon tüchtig im Haushalt? „Ach, wo! Die bringt mich noch zur Verzweiflung. Im Haushalt ist die absolut nicht zu gebrauchen! Die muß heiraten!“

— Der richtige Beruf. Ihre Tochter hilft Ihnen wohl schon tüchtig im Haushalt? „Ach, wo! Die bringt mich noch zur Verzweiflung. Im Haushalt ist die absolut nicht zu gebrauchen! Die muß heiraten!“

— Der richtige Beruf. Ihre Tochter hilft Ihnen wohl schon tüchtig im Haushalt? „Ach, wo! Die bringt mich noch zur Verzweiflung. Im Haushalt ist die absolut nicht zu gebrauchen! Die muß heiraten!“

— Der richtige Beruf.